



Philip Gwynne Jones

rowohlt
e-BOOK

DAS
VENEZIANISCHE
SPIEL

KRIMINALROMAN



Philip Gwynne Jones

Das venezianische Spiel

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Birgit Salzmann

Über dieses Buch

Britischer Gentleman-Charme und italienisches Dolce Vita

Als britischer Honorarkonsul in Venedig hat Nathan Sutherland nicht gerade den aufregendsten Job der Welt: Er schlägt sich mit verlorenen Pässen und Wegbeschreibungen herum.

Gesellschaft leisten ihm seine grantige Katze und das Porträt Ihrer Majestät. Daneben genießt er das venezianische Leben: Sprizz am Canale, Tramezzini in der Trattoria.

Doch dann geschieht etwas Unvorhergesehenes. Ein Unbekannter spielt Nathan ein Päckchen zu: ein Buch mit augenscheinlich originalen Illustrationen des Künstlers Giovanni Bellini aus dem 15. Jahrhundert. Nathan muss feststellen, dass er nicht der Einzige ist, der sich für das Buch interessiert. Und schon bald ist er in ein Spiel verwickelt, dessen Regeln er nicht kennt und das ihn in die dunkelsten Ecken Venedigs führt.

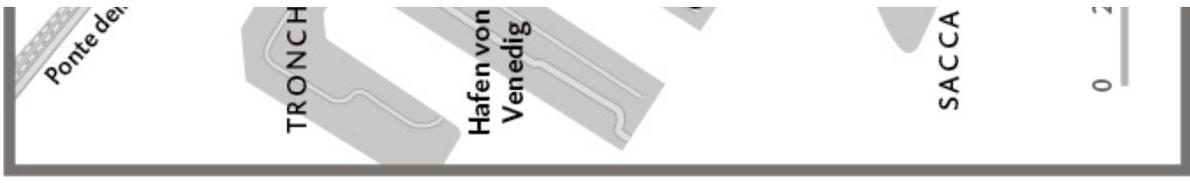
Vita

Philip Gwynne Jones stammt aus Wales, lebt aber seit 2011 mit seiner Frau Caroline in Venedig, wo er anfangs als Lehrer und Übersetzer zu arbeiten. Inzwischen schreibt er Romane, in denen seine Liebe zu Venedig deutlich mitschwingt. Er liebt die italienische Küche, Kunst, klassische Musik und die Oper und bisweilen singt er als Bass bei den Cantori Veneziani und dem Ensemble Vocale di Venezia.

Birgit Salzmänn studierte Deutsche Sprache und Literatur, Anglistik und Romanistik und übersetzt englischsprachige Literatur ins Deutsche. Nach Venedig zieht es sie seit über 25 Jahren immer wieder. Sie lebt mit ihrer Familie in Marburg.

Im Gedenken an
Helen Susan Noble,
1968–2014.

Du fehlst mir.



Ihre Majestät blickte gelassen von ihrem Platz an der Wand, während Familie Mills weit weniger gefasst zu mir sah.

Die Frage würde kommen. Jeden Moment jetzt. Bis dahin schob ich die Papiere auf meinem Schreibtisch hin und her und lächelte die drei an. Sie war verheult und müde, er wütend und kurz davor, gleich loszufluchen, der Junge sichtlich gelangweilt.

«Macht ja ganz schön was her, das Bild», bemerkte Dad und deutete auf *sua Maestà*.

«Ja, nicht wahr? Ich habe es vom früheren Konsul geerbt. Sein Büro war allerdings um einiges größer als meins. Er war der Meinung, das Porträt würde für die richtige Atmosphäre sorgen. Ein bisschen weniger fremd, eher beruhigend.» Ich salutierte ihr scherzhaft. «Gott schütze sie, was?»

Es folgte ein kurzes, aber peinliches Schweigen, und ich schwor mir, es nie wieder mit Humor bei der Arbeit zu versuchen.

Dad betrachtete die kleine zerschlossene Fahne, die an dem Miniaturfahnenmast auf meinem Schreibtisch baumelte.

«Die hat wohl auch schon bessere Tage gesehen. Man sollte meinen, man hätte Ihnen eine neue beschafft.»

«Ähm, das ist eine neue. Aber die Katze lässt sich nur schwer davon abhalten, damit zu spielen.» Ich versuchte, die Unterhaltung in sicherere Gefilde zu lenken. «Wir müssten nur noch ein paar Fragen durchgehen. Dann führe ich einige Telefonate, und Sie können wieder Ihren wohlverdienten Urlaub genießen. Einverstanden?» Ich schenkte ihnen mein charmantestes Lächeln. «Ich nehme an, Sie waren schon bei der Polizei?»

Er nickte.

«Haben Sie ein Aktenzeichen?»

Er kramte in seiner Briefftasche und zog eine zerknitterte Fotokopie heraus. Ich notierte mir rasch die Angaben.

«Gut, bitte haben Sie einen Augenblick Geduld. Ich muss nur schnell in Mailand anrufen und einen Termin für Sie ausmachen.»

Ich nahm den Telefonhörer ab und fing an zu wählen, doch er hob die Hand. «Entschuldigung, aber wozu müssen Sie in Mailand anrufen?»

Ich legte den Hörer wieder auf. Lächelte wieder. «Ich muss dort einen Termin im Konsulat für Sie vereinbaren; wenn alles gutgeht, für morgen. Da müssen Sie dann hinfahren und Ihre Ersatzpapiere abholen. Stellen Sie sich das als vorläufige Reisepässe vor, mit denen Sie wieder nach Hause kommen.»

«Können wir die nicht einfach hier kriegen?»

Bingo. Die Frage. Die garantiert jedes Mal gestellt wurde und auf die ich nun seit ganzen zwölf Monaten keine überzeugende Antwort liefern konnte.

«Leider nein. Ich bekleide hier nur einen ehrenamtlichen Posten, ich bin kein offizieller Konsul oder Botschafter. Wenn es um Pässe und Reisedokumente geht, müssen Sie das amtliche Generalkonsulat in Mailand aufsuchen. Das sind aber nur zwei Stunden mit dem Zug. Und es ist eine sehr schöne Stadt, jede Menge Sehenswürdigkeiten. Im Konsulat selbst brauchen Sie sicher nur eine halbe Stunde; vielleicht weniger, wenn wir heute den ganzen Papierkram erledigen. Ich würde Ihnen raten, es einfach als zusätzlichen Urlaubsausflug zu betrachten. Lassen Sie sich durch diese Geschichte nicht den Aufenthalt verderben.»

Seine Frau wurde plötzlich etwas munterer. «Mailand klingt gut. Da wollte ich schon immer mal hin.»

Er wollte jedoch nichts davon hören. «Kostenlos ist das wahrscheinlich nicht?»

Ich verkniff mir einen Seufzer. Auch das war eine übliche Frage. «Die vorläufigen Reisepässe belaufen sich jeweils auf 120 Euro. Und dazu kommen natürlich die Kosten für die Bahnfahrt; aber wenn wir uns jetzt gleich darum kümmern, kommen wir da vielleicht mit, na ja, hundert Euro insgesamt hin.»

«Wie viel?»

«Also, es werden so knapp fünfhundert Euro Ausgaben auf Sie zukommen, damit Sie wieder nach Hause können. Und denken Sie daran, dass Sie die Pässe austauschen lassen müssen, sobald Sie angekommen sind.»

«Ich dachte, Leute wie Sie wären dazu da, uns zu helfen?»

Dieses Mal ließ sich der Seufzer nicht unterdrücken. «Das versuche ich, Mr. ...» Ich hielt ganz kurz inne und warf einen Blick auf das Blatt Papier, das vor mir lag. «Mr. Mills. Ich tue wirklich alles, was in meiner Macht steht.»

«Warum können Sie uns dann nicht einfach diese ... Passersatz-Dinger geben?»

«Wie schon gesagt, ich bin nur Honorarkonsul. Dazu bin ich nicht befugt.»

Er schüttelte den Kopf und presste ein Lachen hervor. «Dafür wird also das Geld der Steuerzahler verschwendet?»

Full House. Sobald sie diesen Punkt erreichten, fühlte ich mich normalerweise nicht mehr verpflichtet, höflich zu bleiben. «Ich werde nicht bezahlt, Mr. Mills.»

«Ach ja, dann machen Sie das alles wohl aus reiner Menschenliebe?» Er grinste seine Frau an. *Siehst du, mir macht keiner was vor.*

«Ganz genau. Also, ich kann jetzt meine Kollegin in Mailand anrufen und einen Termin für Sie vereinbaren. Anschließend können wir gemeinsam auf die *Trenitalia*-Website schauen – die, ich sollte Sie vorwarnen, jedem Neuling, sowohl auf Italienisch als auch auf Englisch, ein Rätsel ist – und Ihre Zugtickets buchen. Ich kann Ihnen sogar einen hübschen Tagesausflugplan zusammenstellen und Ihnen ein nettes Restaurant empfehlen. Oder, falls Sie das vorziehen, dürfen Sie gerne den Rest Ihres Urlaubs damit zubringen, das alles selbst zu regeln. Ganz wie Sie wünschen.»

Als ich begann, in aller Seelenruhe die Unterlagen abzuheften, warf er resigniert die Hände in die Luft. «Schon gut, schon gut. Es tut mir leid, es ist bloß ... die letzten Tage sind ein bisschen anstrengend gewesen. Wissen Sie.»

Ich nickte und hob den Telefonhörer erneut ab. Dabei lächelte ich dem Jungen zu. «Mailand wird dir gefallen, Simon, richtig? Eine Gelegenheit, *San Siro* zu sehen. Wer ist dein Favorit, AC oder Inter?»

Simon antwortete mit einem verständnislosen Blick. «Er mag lieber Rugby», sagte seine Mutter.

Wir sahen uns einen Moment lang schweigend an, bis Gramsci hereingetrottet kam. Der Junge langte nach unten, um ihn zu streicheln, zog die Hand jedoch blitzschnell wieder zurück, als hätte er sich verbrannt. Seine Mutter griff rasch nach einem Papiertaschentuch, um die Blutung zu stillen.

«Tut mir schrecklich leid. Er ist bedauerlicherweise nicht besonders zutraulich.»

Gramsci stürzte sich auf die Fahne, aber ich konnte ihn gerade noch rechtzeitig wegschubsen. Daraufhin ließ er sich auf dem Fensterbrett nieder, um besser auf die Welt da draußen mit ihren bösen Absichten herabblicken zu können. Wieder machte sich peinliche Stille breit. Dann, zum Glück, ein Knistern in der Leitung. «Britisches Konsulat, Mailand.»

«Helen. Nathan hier. Das Übliche bitte. Wir benötigen drei Ersatzpässe. Erwachsener, männlich, Erwachsener, weiblich, ein Kind. Ich faxe dir die Unterlagen gleich rüber. Kannst du sie morgen noch irgendwann dazwischenschieben?»

«Hallo, Nathan. Wie steht's in Venedig? Ich sehe gerade mal nach. Ja, ihr habt Glück, um 13:00 Uhr hab ich eine Lücke.»

Ich blickte über meinen Schreibtisch zu *la famiglia Mills* hinüber. Sie blickten mit einer Mischung aus Verstörtheit und Antipathie zurück. Wahrscheinlich konnten sie nichts dafür. Irgendein kleiner Schurke hatte Mrs. Mills im Wasserbus die Handtasche geklaut. Und ehe sie es sich versahen, drehte sich ihr ganzer Aufenthalt nur noch um Polizeiwachen und Konsulate, und jeder Gedanke an einen schönen Urlaub wurde durch die ganzen Scherereien verdrängt, die es kostete, einfach wieder nach Hause zu kommen. Selbst in einer touristenfreundlichen Stadt wie Venedig musste das ärgerlich und beängstigend zugleich sein. Vielleicht war ich zu barsch gewesen. Gerade wollte ich den Termin bestätigen, als er wieder etwas vom «Geld der Steuerzahler» murmelte.

«Tut mir leid, Helen. Ich glaube nicht, dass sie das einrichten können.»

Kurze Pause. «Wenn das so ist, müssen sie um neun Uhr hier sein. Pünktlich», kam darauf die Antwort. «Sie sollten spätestens um halb sieben in Venedig losfahren.»

«Das passt gut, Helen. Danke noch mal. Bis bald!» Ich legte auf. Kindisch, vielleicht. Aber man musste diese kleinen Triumphe beim Schopf packen, wenn sich die Gelegenheit bot.

Ich lächelte über den Schreibtisch hinweg. «Es tut mir sehr leid, aber es scheint, als müssten Sie morgen ziemlich früh aufstehen ...»

Familie Mills zog missmutig von dannen. Ich legte den Kopf auf den Schreibtisch und schloss die Augen. Nur noch zwanzig Minuten, dann konnte ich für heute Schluss machen, und die Chancen standen nicht schlecht, dass jetzt niemand mehr kam.

Plötzlich ein leises Husten. Ich zuckte zusammen und richtete mich auf.

«Entschuldigung. Die Tür war offen.»

Die Stimme kam von einem Mann, Anfang sechzig vielleicht. Elegant gekleidet, wahrscheinlich zu elegant für diese Jahreszeit, in einem dunklen dreiteiligen Anzug, der ihm ein kleines bisschen zu eng war.

Trotz ausgeprägter Geheimratsecken war er mit seinen strahlend blauen Augen sicher einmal ein gutaussehender Mann gewesen. Gramsci saß, kaum zu glauben, auf seinem Arm und schnurrte.

«Das war mein Fehler. Bitte kommen Sie herein.»

Er setzte den Kater mit einer erstaunlich graziösen Bewegung auf den Boden und nahm Platz.

«Mr. Sutherland, nehme ich an?»

«Ganz richtig. Sie dürfen sich übrigens geehrt fühlen. Er mag normalerweise keine Fremden. Oder Menschen im Allgemeinen.»

Der Mann nahm ein Taschentuch aus seiner Brusttasche und wischte sich – vielleicht ein bisschen zu theatralisch – die Hände ab, wie um sicherzugehen, dass auch jedes einzelne Katzenhärchen entfernt wurde.

«Also, wie kann ich Ihnen helfen, Mr. ...?»

«Montgomery. Eine Kleinigkeit nur, wirklich, und es wird nicht allzu viel Ihrer Zeit in Anspruch nehmen.» Er griff in seine Jackentasche und zog einen gepolsterten Umschlag heraus. «Ich möchte, dass Sie das für mich aufbewahren. In Ihrem Wandsafe. Nur ein paar Tage.»

Er wollte mir den Umschlag über den Tisch schieben, doch ich hob die Hand.

«Entschuldigung, aber könnten Sie das noch einmal wiederholen? Was soll ich tun?»

«Dieses Päckchen. Passen Sie einfach ein paar Tage darauf auf.» Er schubste den Umschlag vorsichtig in meine Richtung.

«Es tut mir wirklich leid, aber bevor wir das hier fortsetzen, muss ich Ihnen gleich sagen, dass ich das auf keinen Fall tun kann.»

Er legte den Kopf zur Seite. «Ja, ich verstehe. Sie sind schließlich keine Gepäckaufbewahrung. Aber es ist wirklich nur für ein paar Tage.»

Ich schüttelte den Kopf. «Das kann ich wirklich nicht. Ich weiß ja nicht mal, was da drin ist.»

Er lächelte. «Nun ja, was könnte es Ihrer Meinung nach denn sein?», fragte er und schob das Päckchen entschiedener über den Tisch.

Ich wendete es hin und her. «Alles Mögliche. Ein Foto Ihrer Mutter. Oder Drogen. Oder gestohlener Schmuck. Sprengstoff. Eine Computerfestplatte mit diversen Widerwärtigkeiten darauf.»

Er hätte eigentlich beleidigt sein müssen, schien aber eher amüsiert. «Tatsächlich?»

«Mr. Montgomery, Sie sind bestimmt ein sehr netter Mann. Mehr noch, Sie sind vielleicht der einzige Mensch, der je dieses Büro betreten hat, ohne dass meine Katze ihn anfallen wollte. Aber ich kann kein Päckchen annehmen, in dem sich Gott weiß was befindet, und es in meinen Safe legen. Warum benutzen Sie kein Schließfach im Bahnhof? Oder in Ihrem Hotel?»

«Ich wäre beruhigter, wenn ich es hier wüsste. Ich meine, Sie sind schließlich Brite, nicht wahr?»

«Das schon, ja. Aber es tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.»

«Nehmen wir doch einfach an, es wäre ein Foto meiner Mutter. Und ich wäre bereit, Ihnen zehntausend Euro zu geben, wenn Sie für mich darauf aufpassen.»

Ich hätte fast einen Luftsprung gemacht, aber es gelang mir, mich auf ein andächtiges Kopfnicken zu beschränken.

«Zehntausend Euro?»

«Exakt.»

«Sie müssen sie ja sehr geliebt haben. Die Antwort lautet trotzdem nein.»

Er nickte. Wir sahen uns einen Moment schweigend an.

Ich sprach zuerst wieder. «Also. Kann ich sonst etwas tun?»

Er antwortete nicht, fixierte mich nur weiter.

Langsam wurde die Sache lästig. Ich zog eine Schublade auf, nahm eine Visitenkarte vom Stapel darin und hielt sie ihm unter die Nase. «Hier ist meine Nummer, nur für den Fall, dass

Sie sie brauchen. Es wird langsam spät, und wenn ich nichts weiter für Sie tun kann ...»

Er langte über den Schreibtisch, machte jedoch keine Anstalten, die Karte zu nehmen. Stattdessen griff er nach dem Miniatur-Fahnenmast. Er drehte ihn hin und her, stellte ihn direkt vor sich und tippte ein paarmal sachte mit dem Zeigefinger auf die Spitze. Dabei verzog er scheinbar schmerzverzerrt die Lippen. «Ganz schön scharf. Seien Sie lieber vorsichtig.»

Ich hielt den Blick auf ihn gerichtet, während ich die Hand ausstreckte und den Fahnenmast wieder auf meine Schreibtischseite zurückholte. «Das bin ich. Und jetzt wird es, so leid es mir tut, wirklich langsam spät ...»

«Das erwähnten Sie bereits.»

«Ich weiß. Und ich sollte für heute schließen.»

«Sie haben noch zehn Minuten. Was werden Sie damit anfangen?»

Er hatte die Stimme kein bisschen erhoben, aber mir gefiel die Wendung nicht, die diese Unterhaltung gerade nahm.

«Mr. Montgomery, ich denke, Sie sollten jetzt gehen.»

Er sah mich weiter an, dann schüttelte er den Kopf, als wollte er seine Gedanken klären, und zupfte sich am Kragen. Ein teures Hemd, aber ein kleines bisschen zu eng. Er spreizte die Finger und trommelte damit auf den Tisch. «Wissen Sie, mit ihrem Vorgänger hatte ich nie solche Schwierigkeiten.»

«Mit meinem was?» Dieses Mal konnte ich ein kaum merkliches Zusammenzucken nicht verhindern.

«Mit Ihrem Vorgänger. Dem früheren Konsul.» Er zog die Worte in die Länge, als würde er mit einem Begriffsstutzigen reden. «Mit ihm hatte ich nie solche Probleme.» Er beugte sich kaum merklich nach vorn.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben. «Da muss ein Missverständnis vorliegen.»

Er grinste. «Ach, das glaube ich nicht.»

«Mr. Montgomery. Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.»

Er nickte. Dann kraulte er den verräterischen Gramsci kurz unterm Kinn und erhob sich. Ich beschloss, es noch ein letztes Mal zu versuchen.

«Sie könnten mir nicht vielleicht einfach sagen, was wirklich in dem Umschlag ist?»

Wieder ein Lächeln, doch ohne jede Herzlichkeit. «Das könnte ich. Aber ich glaube nicht, dass ich das tun werde. Auf bald, Mr. Sutherland.»

Das Paradiso Perduto war brechend voll. Die Band spielte nicht besonders gut, aber ihr Repertoire – Coversongs von Deep Purple, Black Sabbath und, ganz gewagt, Jethro Tull – schien so ziemlich jeden männlichen Venezianer bestimmten Alters hereingelockt zu haben. Es war zwar warm und stickig, aber es roch angenehm nach Fisch und Frittiertem. Wäre es nicht so laut gewesen, hätte ich mich wohl bestens amüsiert.

«Muss das so laut sein?»

«Du wirst alt, Nathan. Klar muss es laut sein. Du gehst doch auch nicht ins Fenice und sagst: ‹Dieser Verdi, der hat zwar ein paar tolle Songs drauf, ist aber viel zu laut, oder?›»

«Das Fenice kann ich mir nicht leisten, Dario. Und ja, ich bin zu alt für so was. Davon tun mir die Ohren weh.»

Plötzlich herrschte einen Moment lang Stille, und ich merkte, dass ich brüllte, weil sich Köpfe nach mir umdrehten und die Leute mich anstarrten. Dann eine Synthesizersalve und ein anschwellendes, eindringliches Gitarrenriff.

Dario packte mich an den Schultern und schüttelte mich.

«Pink Floyd! ‹Astronomy Domine›! Die Syd-Barrett-Ära von –»

«Dario, woher weißt du das alles?»

Dario wirkte ehrlich gekränkt. «Nathan, das ist dein Erbe.»

«Kann schon sein. Ich meine ja bloß, woher weißt du so viel darüber? Ich rede doch auch nicht dauernd über Gaber oder Celentano.»

«Die hört ja auch kein Mensch außer dir. Also, schon, aber nicht ernsthaft. Das hier ist solider britischer Rock. Kein anderes Land der Welt hat solche Musik hervorgebracht. Du solltest stolz sein!»

«Na ja, bin ich wohl auch. Ich fühle mich bloß ... keine Ahnung ... wirklich ein bisschen zu alt für das Ganze.»

«Schau dich doch mal um, Nathan. Hier ist alles vertreten. Junge, Alte, sogar mürrische Kerle wie du.»

Es stimmte. Das Publikum war eine bunte Mischung aus Studenten, Hippies und Leuten mittleren Alters wie Dario und mir. An der Bar fuhr man Berge von frittierten Sardinen, Fleischbällchen, *Baccalá* und gegrilltem Tintenfisch auf, während Gläser mit Spritz *al Bitter* oder *all'Aperol* quasi im Sekudentakt gefüllt und über die Theke geschoben wurden. Ich trank einen enttäuschenden Schluck von meinem italienischen Bier. Italienisches Bier war immer enttäuschend. An heißen Tagen kam es einem genau zehn Sekunden lang wie das Allergrößte vor – die zehn Sekunden, die es brauchte, um warm und schal zu werden. Ich sehnte mich nach einem anständigen Bier. Auch eine Zigarette schien mir eine angenehme Vorstellung, aber Dario würde mir bestimmt die Leviten lesen.

Widerstrebend leerte ich mein Glas. «Dasselbe noch mal?», fragte er.

«Warum nicht? Betäubt den Schmerz. Und bring was von dem Baby-Oktopus mit, ja?»

Während er fort war, fing die Band an, «Master of the Universe» zu spielen, einen alten Hawkwind-Song. Mir rutschte ein begeistertes «Yeah» heraus. Als Dario zurückkam, sang ich schon mit. Vielleicht war sogar ein bisschen Luftgitarre mit im Spiel.

Dario grinste, bis sich seine Augenwinkel kräuselten. Als wir uns kennenlernten, hatte ich mich über die tiefen Fältchen um seine Augen gewundert. Ich dachte, er hätte vielleicht zu viel Sonne abbekommen. Später wurde mir klar, dass er einfach so viel lächelte. Wieder packte er mich an den Schultern und schüttelte mich. Und wenn Dario einen schüttelte, dann zitterte man noch ein gutes Weilchen später.

«Siehst du! Ich hab doch gesagt, es wird dir gefallen!»

«Das ist ja auch Hawkwind. Hab ich noch nie von einer Coverband gehört.»

«Ach, vergiss Hawkwind. Hör dir lieber meine Pink-Floyd-Story an.»

Ich stellte mein Bier ab und fixierte ihn mit eisigem Blick. «Na schön. Erzähl mir die Pink-Floyd-Story. Aber wenn ich dich noch einmal so über Hawkwind reden höre, ist es aus mit unserer Freundschaft.»

Er grinste, und einen kurzen Moment befürchtete ich, er könnte mir noch einmal die Schultern malträtieren. «Ich mach

bloß Witze, Nathan. ‹In Search of Space› ist ziemlich gut. Aber die Pink-Floyd-Story ...»

Ich verspeiste genüsslich meinen Baby-Oktopus. Kleine Tintenfische. Am Spieß. Genial. «Na gut, lass hören.»

«Also, stell dir vor, es ist 1989, ja? Roger Waters hat die Band inzwischen verlassen. Ich denke, ich werd sie wahrscheinlich nie live erleben. Da passiert etwas Unglaubliches. Später werden sie es ‹The Night of Wonders› nennen. Es ist total verrückt, aber Pink Floyd spielt in Venedig. In *Venedig!*

Ich hab natürlich längst mein Ticket, da krieg ich eines Nachmittags im Büro plötzlich einen Anruf. Es ist Maria – du weißt schon, meine damalige Frau –, sie ist in dem Moment auf den Zattere unterwegs. Und da hat sie sie gerade gesehen, alle drei. Sitzen auf der Terrasse vor Nicos Eiscafé und trinken Spritz.

Ich muss also da hin, aber wie? Zwanzig Minuten mit dem Bus aus Mestre und dann mit dem *vaporetto* weiter? Keine Chance, dann wären sie weg. Ich sage meinem Chef, ich müsste los, ich hätte einen wichtigen Anruf bekommen, wäre in einer Stunde zurück.

Ich springe aufs Motorrad, meine alte Moto Guzzi Le Mans 850. Düse den Corso del Popolo runter, biege in die Via della Libertá ab, rauf auf die Brücke und rüber nach Venedig. Es ist ein schöner Tag. Kühl, aber die Sonne scheint auf die Lagune. Strahlend blauer Himmel. Ich brette über die äußere Spur, die Altstadt kommt immer näher, und mein einziger

Gedanke ist, dass Pink Floyd gerade bei Nico was trinken und ich sie nicht verpassen darf.

Ich komme von der Brücke und biege Richtung San Basilio ab. Wo die ehemalige *stazione marittima* war, ist jetzt ein Kontrollpunkt. An dem steht ein Bulle, aber – das glaubst du nie – es ist ein alter Freund von mir. Wir waren zusammen bei der Armee. Ich rufe ihm zu, dass ich zu Nico muss, weil da Pink Floyd sitzen, und er winkt mich durch!

Dann bin ich bei San Basilio, und da muss ich vorsichtig sein, weil überall Leute sind. Alle schreien mich an und fuchteln wie wild herum, weil sie glauben, ich bin ein verrückter Tourist oder betrunken, oder irgendwer dreht vielleicht gerade einen Film. Ich fahre die erste Brücke hoch, und dann bin ich auf den Zattere und rase am Kanal entlang. Noch eine Brücke, ich hebe kurz ab, dann hab ich's geschafft.

Und da sind sie. Nick Mason. Richard Wright. David Gilmour. Ich mache eine Vollbremsung, trete den Ständer runter, nehme den Helm ab. In diesem Moment fange ich an zu zittern. Egal, ich gehe zu ihnen und sage zu Gilmour: ‹Wollte euch nur mal sagen, dass ihr phantastisch seid!›

Und Gilmour schaut bloß kopfschüttelnd aufs Motorrad. Und lächelt.»

Dario verstummte und fing an zu grinsen. «Das war's. Das ist meine Pink-Floyd-Story.»

Ich trank mein Bier aus.

«Du willst mir erzählen, du bist mit dem Motorrad die Zattere runtergefahren, nur um David Gilmore zu sagen, wie

toll du ihn findest?»

«Sì!»

Ich schüttelte den Kopf. Keinem anderen hätte ich auch nur ein Wort geglaubt. Aber Dario passierte so etwas offenbar wirklich. Ich boxte ihn gegen den Arm und bereute es sofort. Es fühlte sich an, als hätte ich gegen eine Backsteinmauer geboxt.

«Du verrückter Mistkerl. Und was ist dann passiert?»

«Sie haben mir ihre Autogramme aufs Tischtuch geschrieben!»

«Nein, ich meine, weil du mit dem Motorrad quer durch Venedig gefahren bist?»

«Ach, ich hab ein Jahr lang den Führerschein verloren. Weil ich keinen Führerschein mehr hatte, hab ich meinen Job verloren. Und weil ich meinen Job verloren habe, hat Maria mich verlassen. Ich konnte keinen neuen Job finden, also bin ich wieder bei der Armee gelandet. Aber das war's wert. Das Tischtuch hab ich immer noch. Ich zeig's dir, wenn du das nächste Mal kommst.»

Die Band hatte sich durch «Free Bird» gequält und packte langsam zusammen. Ich sah auf die Uhr. Erst kurz nach elf, es war noch früh am Abend.

«Trinken wir noch einen?»

«Lieber nicht. Ich hab Valentina gesagt, es wird nicht so spät.»

«Ach, komm schon. Bloß einen Absacker.»

Er betrachtete sein Glas und dachte über meinen Vorschlag nach. «Nein, ich muss los. Mann, sei schlau, hör auf deine Frau,

stimmt's?»

Es folgte ein kurzes, aber betretenes Schweigen.

«Sorry.»

Ich zuckte mit den Schultern.

«Alles klar?»

Ich zuckte wieder mit den Schultern. «Ja. Mehr oder weniger. Meistens.» Ich wechselte das Thema. «Heute war ein Mann bei mir im Büro und hat mir ein Angebot gemacht, das ich eigentlich nicht ablehnen konnte.»

«Was hast du gemacht?»

«Ich hab es abgelehnt.»

«Was war es denn?»

«Er bat mich, ein Päckchen für ihn aufzubewahren. Nur ein paar Tage, sagte er.»

«Drogen?»

«Höchstwahrscheinlich. Egal, ich hab ihn jedenfalls weggeschickt. Sicher, dass du nicht noch eins willst?»

Er schüttelte den Kopf. Ich fürchtete eine schmerzhaft Abschiedsumarmung, aber er verschonte mich, und wir gingen unserer getrennten Wege. Er zurück zum Bahnhof, um den nächsten Zug nach Mestre zu nehmen; ich zurück nach San Marco. Ich überlegte, ob ich rüber zu den Fondamente Nove laufen und ein Boot nehmen sollte. Die *vaporetti* würden inzwischen nicht mehr so überfüllt sein, und die Wartezeit mit Blick über das dunkle Wasser der Lagune hinüber zur Friedhofsinsel San Michele wäre entsprechend beschaulich.

Ich entschloss mich, zu Fuß zu gehen. Es war ein warmer Abend, gerade richtig, um gemütlich durch die Gassen zu schlendern. Ich lief quer durch Canareggio und über die Scalzi-Brücke. Anschließend am Rio Marin Canal entlang, der um diese Zeit still dalag, und bog dann an der Scuola Grande di San Giovanni Evangelista rechts ab. Vor Jahren einmal hatte ich mich in den frühen Morgenstunden in Neapel verlaufen und zunehmend panisch zwei Stunden damit verbracht, nach meinem Hotel zu suchen, während ich mir einbildete, jeder Schritt, den ich hinter mir hörte, stamme von jemandem, der Böses im Sinn hatte. Venedig war da anders. Wenn man hier spätabends nach Hause wollte, wartete man entweder auf ein Boot oder man spazierte durch das Labyrinth der Gassen. Ohne groß darüber nachzudenken. Ich mochte diese Einsamkeit und fand inzwischen Gefallen daran, mitten in der Nacht stundenlang umherzulaufen und dabei kaum einer Menschenseele zu begegnen. Mittlerweile verirrte ich mich nur noch selten, worüber ich fast ein bisschen traurig war.

Ich erreichte den Campo dei Frari und lächelte, wie immer, über das Graffiti, das jemand an die seitliche Wand des Klosters gesprüht hatte: «Silvio, can you dance like Mussolini?» Hier war die Stadt belebter, ein paar Bars und Restaurants hatten noch geöffnet. Ich kam an der Kirche von San Pantalon mit ihrer Backsteinfassade vorbei und bahnte mir meinen Weg durch die spätabendlichen Zecher, die die Stufen der Brücke zum Campo Santa Margherita bevölkerten. Wie die Ortsansässigen davon sprachen, hätte man annehmen können, der *Campo* läge mitten

in Gomorrha. Ganz so schlimm war es aber eigentlich nicht. Aus den Bars dröhnte Musik, während die späten Gäste bis hinaus auf den Platz standen. Morgen früh gäbe es ein Meer aus Flaschen, Pizzakartons und Dönerverpackungen zu beseitigen. Und es musste die Hölle sein, hier zu wohnen. Aber in jeder beliebigen Großstadt gab es sicher üblere Gegenden.

Eine Gruppe Briten stritt mit den Türstehern, die ihnen den Zutritt zum Piccolo Mondo, dem einzigen Nachtclub im historischen Stadtkern, verwehrten; doch abgesehen davon wurden die Straßen langsam wieder ruhiger, und ich hatte die Accademia-Brücke ganz für mich, als ich den Canal Grande überquerte und das *sestiere* San Marco erreichte. Fast zu Hause. Bis ans Ende des Campo Santo Stefano noch, über den Campo Sant'Angelo und dann in die Calle dei Assassini, wo drei dunkle Schatten auf mich warteten. Als ich sie das erste Mal sah, hatten sie mich erschreckt. Drei Schatten, die vom Vorsprung des Mauerbogens fielen, der die Gasse überspannte und für den arglosen Passanten wie drei Gestalten aussahen, die dort böswillig lauerten. Eine passende Vorstellung für die Gasse der Mörder.

Ich kam an einem Antiquariat vorbei, in dem ich noch nie gewesen war, und an einer kleinen Galerie. Hätte das Fabelhafte Brasilianische Café noch auf gehabt, wäre ich vielleicht in Versuchung geraten, auf einen weiteren Drink dort haltzumachen, aber es hatte, wie die meisten anderen um diese Uhrzeit, schon geschlossen. Auch gut. Das Verlangen nach einem nachmittäglichen Negroni deutete ich als

ausdrückliches Zeichen, dass es höchste Zeit war, schlafen zu gehen.

Ich ging hinauf in die Wohnung. Gramsci wartete schon auf mich und maunzte beharrlich, bis ich ihm noch etwas zu fressen gab. Anschließend nahm ich eine Flasche Billa-Grappa aus dem Kühlschrank, goss mir ein Glas ein und setzte mich aufs Sofa. Inzwischen war es fast eins. Mitternacht zu Hause in Schottland. Spät, aber vielleicht noch nicht zu spät. Ich nahm den Telefonhörer ab und wählte die Vorwahl für Großbritannien. Dann die für Edinburgh.

Ich zögerte. Wie viele Gläser Bier hatte ich getrunken? Vier, fünf? Wenn ich jetzt anrief, würden Fragen gestellt werden. Wir würden «uns unterhalten».

Mach schon. Ruf an. Sag, was du zu sagen hast.

Sei kein Narr. Es ist spät. Du hast was getrunken.

Ihr habt seit Wochen nicht miteinander gesprochen.

Sie wird dich für verrückt halten.

Und dann das Totschlagargument: *Was, wenn jemand anderes abhebt?*

Ich ließ den Hörer zurück auf die Gabel sinken, trank den Grappa aus und schenkte mir einen zweiten ein. Dann nahm ich Gramsci auf den Arm und drückte ihn traurig an mich. Er befreite sich unsanft, sprang auf den Tisch und sah mich von dort aus verachtungsvoll an.

Keine Milch im Kühlschrank, schon seit Tagen nicht. Das lieferte mir die perfekte Entschuldigung für einen Kaffee und ein Brioche bei den Brasilianern unten. Ich sah das Angebot im Zeitungsständer durch.

«Keine *L'Unità* heute Morgen?»

Eduardo hielt beim Gläserpolieren inne.

«Heute Morgen nicht, und vielleicht nie wieder.»

«Wie meinst du das?»

«Sie sind pleitegegangen, Nathan. Liest du keine Zeitung?»

«Ich lese Zeitung. Nur von hinten. Manchmal komme ich nicht bis zum Anfang.»

Ich zog eine *Manifesto* aus dem Ständer, hatte sie jedoch kaum aufgeschlagen, da klingelte mein Handy.

«*Signor* Sutherland?»

«Sì.»

«Gallerie dell'Accademia hier. Sie haben etwas im Schließfach vergessen, nachdem Sie gestern hier waren.»

«Entschuldigen Sie, aber das muss ein Missverständnis sein. Ich war gestern nicht in der Accademia.»

Dadurch ließ sich der Anrufer nicht abwimmeln. «Sie haben Ihre Sachen im Schließfach gelassen, als Sie hier waren»,

wiederholte er ungerührt. «Bitte holen Sie sie heute ab.»

Dann legte er auf.

Merkwürdig. Ich war seit fast einem halben Jahr nicht mehr in der Accademia gewesen. Damals hatte Federica mir eine Eintrittskarte für die Enthüllung eines restaurierten Tizians besorgt. Zwar konnte ich mich nicht daran erinnern, irgendetwas dort vergessen zu haben, aber vielleicht hatten sie sich einfach im Datum geirrt. Oder niemand hatte seitdem das Schließfach kontrolliert. So oder so, es waren nur zehn Minuten zu Fuß bis dorthin, und ich hatte heute Vormittag keine Sprechstunde. Allerdings lag ein ziemliches Stück Arbeit an der Übersetzung einer Bedienungsanleitung für Rasenmäher vor mir, die ich bis jetzt aufgeschoben hatte. Ich würde mich ein paar Stunden damit beschäftigen und dann aufbrechen. In der Galerie würde ich kurz abholen, was immer ich dort vergessen hatte, und anschließend langsam ans Mittagessen denken.

Vor der Kirche von San Vidal stand, wie jeden Tag, seit ich nach Venedig gekommen war, Charlie Chaplin. Er wirbelte seinen Stock, deutete einen leichten Knicks an, und wir nickten uns zu. Miteinander gesprochen hatten wir noch nie und würden es wahrscheinlich auch nie tun, aber nach fünf Jahren waren wir immerhin dazu übergegangen, die Existenz des jeweils anderen zu würdigen.

Manchmal, vor allem spätabends, war es ein wahrer Genuss, die Accademia-Brücke zu überqueren. An klaren Herbstabenden ohne die Menschenmassen des Tages blieb ich